

Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik: zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980

Maubach, Franka

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Maubach, F. (2013). Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik: zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 26(1), 28-52. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-400526>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik

Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980

Franka Maubach¹

Zusammenfassung

Jüngst rückt die Figur des Zeitzeugen in den wissenschaftlichen Fokus und wird historisiert. Deren „Geburt“ lässt sich auf die Zeit nach Zweitem Weltkrieg und Holocaust datieren. Der nahe Tod der letzten Zeugen dieser Zeit legt die Frage nahe, wie mit den Abertausenden Hör- und Filmdokumenten umzugehen sei, die in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Kontexten gesammelt wurden. Sagen sie, wie die konstruktivistisch ausgerichtete Forschung nahelegt, vor allem etwas über die erinnerungskulturellen Kontexte aus, in denen sie entstanden? Oder lässt sich mit ihnen historische Erfahrung entschlüsseln? Um diese Fragen zu beantworten, müssen die jeweiligen Kontexte, in denen Erinnerungserzählungen entstehen, genau in den Blick genommen werden. Es geht also weniger um die Historisierung der Figur des Zeitzeugen, als um die Historisierung des Zeitzeugeninterviews und seiner Kontexte nach 1945. Diese wird im folgenden Beitrag am Beispiel der westdeutschen Oral History in ihrer formativen Phase um 1980 verfolgt.

1. Von der Historisierung des Zeitzeugen zur Historisierung der Zeitzeugeninterviews – einführende Überlegungen

Seit einigen Jahren wird die Figur des Zeitzeugen in Deutschland historisiert. In einem neuen, von Martin Sabrow und Norbert Frei herausgegebenen Sammelband zur „Geburt des Zeitzeugen“ nach 1945 wird der Zeitzeuge – um es als Vorbereitung einer Kritik überspitzt zu formulieren – in erster Linie als Kunstfigur porträtiert, als ein aus collagierten Erinnerungsfragmenten und gegenwärtigen Sinnkonstrukten zusammengesetztes Produkt des Medienbetriebs, das die Identifikations-, Projektions- und Deutungsbedürfnisse einer Gesellschaft nach dem Holocaust befriedigt. Der Zeitzeuge steht dabei, folgt man Martin Sabrows einleitendem Aufsatz, fast synonym für das Diktaturoffer, ein Typus, für den der Eichmannprozess den Präzedenzfall darstellt, weil hier die Zeugen nicht nur die Straftaten, sondern darüber hinaus ihre ganze

¹ Der Text ist zuerst auf Polnisch im *Wrocławski Rocznik Historii Mówionej* (Wrocław Yearbook of Oral History, 2014) erschienen, und ich danke dessen Herausgeber Wojciech Kucharski für sein Einverständnis, den ursprünglichen deutschen Text in leicht veränderter Form hier zu veröffentlichen.

(Opfer-)Geschichte bezeugten.² Nur eine auratische Leidens- und Ohnmachtsgeschichte macht das (mediale) Zeitzeugnis nach Sabrow glaubhaft. Täter wie Albert Speer oder Günter Schabowski durften diese Rolle des Zeitzeugen höchstens als (vermeintliche) Konvertiten zum Guten ausfüllen, aber auch sie blieben „noch in der entschiedensten Konversionsbereitschaft auf der Schwelle zwischen Zeitgenossenschaft und Zeitzeugenschaft gefangen“ (Sabrow 2012: 30). Sabrow definiert den Zeitzeugen gleichsam von außen, von den gesellschaftlichen Sinn- und Deutungsbedürfnissen her, die ihn erst schaffen; über das Zeitzeugnis, dessen Inhalt und Qualität sagt das zunächst einmal wenig aus.³ Dagegen betrachtet Harald Welzer aus der Innenperspektive seiner über viele Jahre gewachsenen sozialpsychologischen Interviewexpertise auch das Zeitzeugnis selbst skeptisch: Er spricht von den „notwendig manichäischen Darstellungsweisen“ von Zeitzeugen, die gerade jene Grauzonen nicht fassen könnten, die für das Verständnis der NS-Diktatur so wichtig seien. Seine plausible Konzeption einer aus Opfern und Tätern gemeinsam gebildeten Handlungsgemeinschaft in der NS-Diktatur, in der es keine *bystander*, sondern nur unmittelbar einbezogene Personen gebe, rührt, so scheint es, gerade nicht aus seinen Interviewanalysen (Welzer 2012: 39).

Dass der Zeitzeuge seinen vergangenen Erfahrungen kaum Ausdruck verleihen kann, sondern seine Erinnerungserzählungen entlang der eigenen und gesellschaftlichen Deutungsbedürfnisse je neu konstruiert, darüber sind sich die Forscher dieser ersten Phase in der Historisierung von Zeitzeugenschaft im Grunde einig. Zunehmend wichtiger wird, was der Zeitzeuge *darstellt*, aber nicht mehr, was er eigentlich *sagt*; die Erinnerungen selbst fallen aus dem Wahrnehmungsraster dramatisch heraus. Während die Figur des Zeitzeugen historisiert wird, verschwindet das Historische des Zeitzeugnisses selbst aus der Wahrnehmung. Der idealtypische Fall einer solchen Zeitzeugenfigur ist die mediale Vernutzung von Erinnerungen im *histotainment* Guido Knopp'scher Prägung: Das individuelle Zeitzeugnis ist nur noch ein regieentsprechend zusammengeschnittenes Fragment, das mit mehreren anderen zu einer Collage montiert wird, und eben nicht mehr eine ganzheitliche Lebensgeschichte im Sinne der Oral History. Mehr noch: Weil die letzten Zeitzeugen langsam sterben, wird ihre Rolle von beliebten Schauspielern besetzt, die als Zeitzeugen agieren und deren Geschichte nachstellen; ein „para-historisches“ Phänomen, das uns in den nächsten Jahren – je weniger Zeitzeugen noch leben, desto mehr – beschäftigen wird.⁴

Der Gang dieser höchst kritischen Historisierung des Zeitzeugen schließt an einen soziologischen, im Falle Welzers sozialpsychologischen Umgang mit biographischen Interviews an: Diesem Theoriestrang verpflichtete Forscher betrachten Erinnerung stets in erster Linie als Gegenwartskonstruktion, als ein synchrones, nicht diachrones Phänomen, als Form und Ausdruck gegenwärtiger Normen und Konventionen statt als historische Quelle, die von vergangenen Erfahrungen zeugt. Diese Prämisse über das

2 Vgl. Sabrow (2012: 17 ff.) sowie daneben den Aufsatz von Hanna Yablonka (2012), die aber gerade kritisiert, dass dem Tatsachenzeugnis der vorgeladenen Überlebenden juristisch so wenig Bedeutung zukam.

3 Der in Deutschland vor allem von Lutz Niethammer geprägte, reflektierte wissenschaftliche Ansatz des lebensgeschichtlichen Interviews und seiner Analyse bildet das zwar erwähnte, aber analytisch kaum genauer in den Blick genommene Gegenbeispiel zur Kunstfigur des Zeitzeugen; vgl. Sabrow (2012: 23).

4 Ein Phänomen, das Rainer Gries in seinem Sammelbandbeitrag eindrücklich beschreibt (Gries 2012).

Wesen von Erinnerung und die Anknüpfung der kritischen Historisierung von Zeitzeugenschaft an soziologisch-synchrone Ansätze müssen im Hinterkopf behalten werden. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass gegenwärtig die allerletzten Zeitzeugen sterben, die Nationalsozialismus und Holocaust aus eigener Erfahrung bezeugen können, scheint aber die Frage nicht unerheblich zu sein, wie wir mit den Aber-tausenden auf Band dokumentierten und ins Bild gebrachten Erinnerungserzählungen eigentlich umgehen sollen, ob wir ihren historischen Inhalt entschlüsseln möchten oder sie nur mehr als zeitgenössische Konstrukte begreifen, die mehr über die Zeit aussagen, in der sie entstanden, als über die erzählte Vergangenheit.⁵ Für den Historiker wäre dann zwar die Frage nach der „Geburt“ des Zeitzeugen *nach* dem Holocaust und seiner Entwicklung über die nächsten Jahrzehnte hinweg von Interesse, nicht mehr aber die Arbeit mit den lebensgeschichtlichen Interviews selbst, weil deren Gegenwartsbias den Weg zu genuin historischen Fragestellungen und zu einer Erfahrungsgeschichte des Holocaust verstellt.

Ich möchte diesen Gang gegenwärtiger Historisierung des Zeitzeugen mit dem Blick auf die Oral History in eine andere Richtung lenken. Denn der deutschen Oral History als geschichtswissenschaftlichem Ansatz ging es seit ihrer Entstehungsphase um 1980 gerade darum, die spezifisch historische Erfahrung von Individuen zu erforschen und nicht nur die Sinnkonstruktionen zum Zeitpunkt des Interviews. Dies geschah zu Anfang mit einem kräftigen (Über-)Schuss linken Glaubens an eine „solidarische Geschichtsschreibung“ gemeinsam mit den Unterdrückten, mit denen, die in der bisherigen Geschichte gar nicht vorkamen und denen nun „eine Stimme gegeben“ werden sollte, um sie in einem demokratischen Projekt zu ihrer eigenen Geschichte hin zu befreien. Die Oral History entwickelte sich seit Ende der 1970er Jahre europaweit zunächst als Suche nach und Versuch einer Kooperation mit den Unterdrückten und Unterschichten, denen die meist aus dem Umfeld der europäischen 68er-Bewegung kommenden Forscher oft beinahe identifikatorische Sympathien entgegenbrachten.

Zudem ging es gerade in den postdiktatorischen Gesellschaften wie der Bundesrepublik oder Italien um die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Faschismus und dabei nicht nur um Opfer- und Widerstandserfahrungen, sondern schnell auch um die überall zu gewärtigenden Tätergeschichten – die Gleichsetzung von Zeitzeuge und Opfer war hier von Anfang an prekär und drohte unter den Ergebnissen empirischer Zeitzeugenforschung zusammenzubrechen. Als exemplarisch können die Arbeiten der italienischen Historikerin Luisa Passerini über die Turiner Arbeiterklasse während des Faschismus gelten; sie stieß in ihren Interviews auf einen Arbeiterstolz, eine Arbeitsideologie, die dem Faschismus geradezu in die Hände spielte. Ihr Vortrag auf der ersten Konferenz der International Oral History Association (IOHA) 1979 war deswegen ein Augenöffner, weil Passerini den naiven Glauben an die Wahrhaftigkeit von Erinnerung als solcher durch eine kritische Perspektive ablöste, die auf die Sprache der Erinnerung, auch auf das Verschwiegene und Verdrängte, gerichtet war (Pas-

5 Vgl. dazu die Überlegungen von Norbert Frei, der den Abschied von der Zeitgenossenschaft (neben den Chancen) auch als „Risiko“ schildert, weil die Geschichtswissenschaft damit das „Korrektiv der kontrollierenden Kennerschaft des Zeitgenossen, zumal der Historiker unter diesen“ verliere und die „Gefahr“ bestehe, dass sich das „Politisch-Spekulative, das Zufällig und Beliebige, das bloß intellektuell Ausgedachte“ breitmache (Frei 2005: 56).

serini 1979 und 1987).⁶ Ihr Plädoyer, das leichtfertige Demokratisierungsprojekt der frühen Oral History aufzugeben und die Ambivalenzen von mündlicher Erinnerung wahrzunehmen, wurde zu einem Schlüsseldokument einer reflektierten Oral History nicht nur in den postdiktatorischen Gesellschaften. In diesen waren die Befunde der ersten empirischen Studien indes besonders irritierend, wie auch in der Bundesrepublik Deutschland: So stießen die Forscher um Lutz Niethammer im Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“ (LUSIR) gerade dort, wo sie regionen- und schichtenspezifisch Unterdrückung und Gegenwehr erwartet hatten – in der Arbeiterklasse –, auf breite Zonen des Konsenses mit der nationalsozialistischen Diktatur. Mehr noch trat ein immer noch begeisterter Volksgemeinschaftsgeist an die Oberfläche der Erinnerungen, der vom massenhaften Konsens mit dem Regime und von der Beteiligung an der Diktatur zeugte und der im Vergangenheitsdiskurs der 1980er Jahre und in den meist sozialdemokratischen Milieus des Ruhrgebiets eigentlich keinen Platz mehr hätte haben sollen. Und er trat an die Oberfläche, obwohl die Fragen der linken, identifikationsbereiten Oral-History-Pioniere darauf gar nicht ausgerichtet gewesen waren. Die Ergebnisse von LUSIR kollidierten damals durchaus schmerzhaft mit den Vorannahmen des Teams und förderten die Ausarbeitung einer Interviewmethode, die in der deutschen Oral History bis heute Bestand hat und unten genauer in den Blick genommen wird.

Wir müssen, so zeigt das Beispiel, den Blick erweitern, ihn nicht nur auf die (vor allem mediale) Kunstfigur des Zeitzeugen richten, sondern auch darauf, wie Zeitzeugenschaft in verschiedenen Kontexten entstand, durch welche Fragen sie konstituiert wurde, wie sie sich durch die Methoden veränderte, mittels deren Erinnerungen erhoben und ausgewertet wurden. Inwiefern sind es also erst die Fragen von wissenschaftlichen Interviewern aus unterschiedlichen Disziplinen oder von Journalisten mit ihren je spezifischen Perspektiven und Zielsetzungen – synchron, diachron, auf ein Schlagwort oder das „ganze Leben“ zielend –, die den „Zeitzeugen“ generieren? Denn die Menschen, die befragt werden, bleiben mit ihren vergangenen Erfahrungen ja dieselben; ihr Zeitzeugnis aber ändert sich mit dem Interviewsetting, in dem es entsteht.⁷ Wenn wir also das Zeitzeugnis nach 1945 wirklich umfassend und systematisch historisieren wollen, müssen wir dessen Produzenten ebenso in den Blick nehmen wie die Prozeduren des Fragens, wir müssen die Methoden transparent machen und die höchst unterschiedlichen Settings der Erinnerung ausleuchten.

Eine solche historische Interviewforschung muss zudem daran interessiert sein, wie sich Fragekulturen oder Frageregime über die Zeit hinweg verändert haben. Produzenten von Zeitzeugenerinnerungen sind Journalisten ebenso wie Historiker, Akteure der Geschichtswerkstättenbewegung oder Angestellte von Gedenkstätten. Sie alle interviewten und interviewen Zeitzeugen auf unterschiedliche Weise, aber auch mit anderen Zielen, und es müssten systematisch Interviewprojekte unterschiedlicher

⁶ Den Zusammenhang habe ich an anderer Stelle genauer entwickelt (Maubach 2013: 257-261).

⁷ Auf den Zusammenhang von Befragungsart und Erinnerungstätigkeit und -fähigkeit hat schon Lutz Niethammer im klassischen Text „Fragen – Antworten – Fragen“ verwiesen (Niethammer 1985). Auch für Harald Welzers konstruktivistische Erinnerungstheorie ist das jeweilige Interviewsetting, sind situative und performative Aspekte gerade ausschlaggebend und ein Beleg dafür, dass Erinnerungen eben entsprechend dieser unterschiedlichen Settings jeweils aufs Neue konstruiert werden, was er und sein Team bei der Analyse von Familiengesprächen zeigten. Ein besonderer Fokus auf die wissenschaftliche Fragekultur resultierte daraus aber nicht (vgl. Welzer 2000 und 2002).

Provenienz und aus verschiedenen Zeitphasen untersucht werden, um diese „Fragen nach den Fragen“ beantworten zu können. Das würde bedeuten, die Interviews unter wissenschaftsgeschichtlichem Erkenntnisinteresse neu anzuhören, auf die Fragen zu achten, die gestellt (oder nicht gestellt) wurden, die Dialoge nachzuvollziehen, die sich entspannen, und die gemeinsame Verfertigung von Geschichte *in the making* zu beobachten.⁸ Es geht also, so meine ich, weniger um die Historisierung der *Figur des Zeitzeugen* als um die Historisierung des *Zeitzeugeninterviews und seiner Kontexte* nach 1945. Damit steht zugleich die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem im Zentrum der Aufmerksamkeit, also die intersubjektive Dimension von Zeitzeugeninterviews.⁹ Auf dieser Blickachse des „Frage-Antwort-Komplexes“ liegen auch die Erinnerungsinhalte, die aus der Interaktion hervorgehen und gegenwärtig aus dem Auge zu geraten drohen.¹⁰ Im Rahmen eines solchen breiteren Erkenntnisinteresses geht es mir im Folgenden – exemplarisch, explorativ und anhand einiger einschlägiger Methodentexte – um lebensgeschichtliche Interviewmethoden der Oral History in der bundesdeutschen Gesellschaft der 1980er Jahre, also in der formativen Phase dieses Ansatzes. Kontextualisieren möchte ich diese Methodenentwicklung zuerst durch einen transnationalen Blick auf die Oral History, dann durch einen Vergleich mit dem narrativen Interview in der empirischen Sozialforschung, das Fritz Schütze etwas früher und in einigen Prämissen sehr ähnlich, wenngleich im Ziel unterschiedlich entwickelte. Vor diesem Hintergrund soll die Besonderheit der (west-)deutschen Oral-History-Methode in ihren verschiedenen Schritten nachvollzogen und profiliert werden. Dabei beziehe ich, entsprechend meinem Interesse am „Frage-Antwort-Komplex“, nur die Interviewmethode im engeren Sinne ein und lasse Fragen der Vor- und Nachbereitung, etwa der Auswahl oder Transkription, beiseite.

2. Das ganze Leben: zum Erkenntnisinteresse transnationaler Oral History um 1980

Ein Blick auf die Methodenlehren der Oral History ernüchert schnell: Es gibt nämlich keine fixierte und breit akzeptierte Methodologie, sondern, überspitzt gesagt, so viele Methoden wie Interviewer – und das gilt nicht nur für den deutschen Forschungskontext, sondern darüber hinaus für den europäischen Oral-History-Zusammenhang, auch deswegen, weil sich die Oral History seit den späten 1970er Jahren explizit grenzüberschreitend entwickelte.¹¹ Sucht man nach Aussagen darüber,

8 Dies kann in diesem als Aufriss gedachten Text nicht geschehen. Ich erinnere mich jedoch an das große Erstaunen, ja das Befremden beim Hören einiger LUSIR-Interviews mit Frauen, die im Zweiten Weltkrieg als Helferinnen mobilisiert worden waren. Während ich im Rahmen des Erkenntnisinteresses meiner Dissertation vor allem mit Fragen nach weiblicher Beteiligung und Mittäterschaft im Kopf zuhörte, stellten einige der Interviewerinnen ihre Fragen mit deutlich vernehmbarer feministischer Solidarität und erwarteten die Erzählung von Unterdrückungserfahrungen durch das Patriarchat im Nationalsozialismus – und mussten sich eines Besseren belehren lassen. (Denn oft schwärmten die Frauen von den Aufstiegs- und kleinen Machterfahrungen, die der Nationalsozialismus ihnen geboten hatte). Von solchen Ernüchterungserfahrungen lebte das LUSIR-Projekt, wie ich oben schon angedeutet habe.

9 Zur Intersubjektivität in Oral-History-Interviews s. Passerini (2002).

10 Der schöne Begriff des „Frage-Antwort-Komplexes“, der ja die Bindung der Erinnerungsantwort an die stimulierende Frage betont, bei Anke te Heesen, die ein Forschungsprogramm für eine zu schreibende „Naturgeschichte des Interviews“ entworfen hat (te Heesen 2013).

11 Dies macht ein Blick auf die Geschichte der International Oral History Association schnell deutlich. Vgl. als erste und explorative Annäherung an deren Geschichte Leo/Maubach (2013).

wie ein Interview geführt werden soll, stößt man erstaunlicherweise – den theoretischen wie methodischen Überreflexionen, mit denen die Oral History einer steten delegitimierenden Kritik zu begegnen trachtete, zum Trotz – nur auf wenig konkrete Aussagen (vgl. Abrams 2010: 9). Ein gelungenes lebensgeschichtliches Interview, das Bereiche vergangener Erfahrung aufzuschließen vermag, scheint an Zauberei zu grenzen, ist eine geradezu spirituelle Erfahrung, die nur geteilt oder selbst gemacht, aber nicht in generelle Methodologien überführt werden kann. Dorothee Wierling erklärt in ihrem einschlägigen Text zur Oral History das Defizit einführender Methodenleitfäden in Deutschland damit, dass „Oral History eine sehr komplexe Methode und Erfahrung“ darstelle, „die sich nur schwer in ein sicheres Regelwerk einhegen“ lasse: „Deshalb läßt sich, zwar mit Anleitung und unterstützt durch reflektierende und theoretisierende Lektüre und Diskussion, *Oral History* als Methode nur im Vollzug ‚lernen‘“ (Wierling 2003: 93). Und Lynn Abrams entwickelt ihre Überlegungen zu einer Theorie der Oral History von der Praxis her, nicht andersherum – „turning practice into theory“, ist ihre Einleitung überschrieben (Abrams 2010: 1-17). Diese Vorstellung, dass die Interviewpraxis nicht von der Theorie und letztlich auch nicht von der Interpretation getrennt werden kann, spiegelt sich im diffus-vermischenden Begriff der Oral History, der das alles meint: die Praxis und Methodologie lebensgeschichtlicher Interviews ebenso wie die Geschichte, die aus den Interpretationen von Interviewerzählungen entsteht, und den Ansatz im Ganzen.

Oral-History-Methoden variieren nicht nur individuell, weil jeder Interviewer über die Jahre „seine“ Art und Weise entwickelt, erfolgreiche (und manchmal weniger erfolgreiche) lebensgeschichtliche Interviews zu führen, sondern die Interviewer müssen zudem offen für eine je nach Interview veränderte Methodik bleiben. Oft entwickelt sich die Art und Weise, produktive Fragen zu stellen, je nach Interviewpartner erst im Gespräch, also performativ und situativ; deswegen sind Protokolle darüber, wo und unter welchen Umständen ein Interview stattgefunden hat, so wichtig. Obwohl solche individualisierten, performativen Methoden lebensgeschichtlicher Interviewführung kaum zu einer generalisierten Methodologie zusammengebunden werden konnten, prägten sie sich über die Jahrzehnte doch in spezifischen (trans-)nationalen Interviewkulturen aus. Diese müssen im Blick behalten werden und rechtfertigen, bei aller Offenheit und Diversität, die den Kern der Methode ausmacht, von einer deutschen oder eben auch transnationalen Oral-History-Kultur zu sprechen.

Insgesamt ging die Oral-History-Bewegung der politisierten und idealistischen Anfangszeit von der Prämisse aus, dass die ganze Lebensgeschichte (*a full life-story*) im Zentrum stehen solle und eben nicht, wie bis dato in den Sozialwissenschaften, nur ein thematisch gewählter Ausschnitt. Diesen „ganzheitlichen Ansatz“ könnte man als kleinsten gemeinsamen Nenner einer Oral History bezeichnen, die sich, wie erwähnt, seit ihren Anfängen Mitte bis Ende der 1970er Jahre immer auch im internationalen Raum ausprägte, da dem in den verschiedenen nationalen Kontexten meist marginalisierten und angefochtenen Ansatz auf diese Weise ein breiteres Fundament und internationales Standing gegeben werden konnte. Diese „intrinsic Internationalität“ der Oral History führte zwischen Forschern aus unterschiedlichen Nationen zum Austausch darüber, wie das Gedächtnis zu definieren, aber auch darüber, wie ein Interview erfolgreich zu führen sei¹²; gerade in der enthusiastischen Entwicklungsphase

12 Zur „intrinsic Internationalität“ von Oral History vgl. Agnès Arp (2013).

des Ansatzes Anfang bis Mitte der 1980er Jahre lassen sich in den Methodenreflexionen Rückkoppelungen dieses internationalen Austauschs in den Belegapparaten finden.¹³ Die Vorstellung, dass das „ganze Leben“ wichtig und deswegen zu erfragen sei, gleichgültig welche spezifische Fragestellung man verfolgte: ob man nun zu den „Edwardians“ im Großbritannien zu Anfang des 20. Jahrhundert (Thompson 1975), den Bäckern in Paris (Bertaux 1981) oder den Arbeitern im italienischen Faschismus (Passerini 1979 und 1987) und im Ruhrgebiet während des Nationalsozialismus (Niethammer 1983 und 1985) forschte – diese Vorstellung gehörte fraglos zu den unbestrittenen Grundbeständen der Oral History in ihrer europäischen Entstehungsphase.

Diese ganzheitliche Perspektive ermöglichte zuallererst, das Individuum, das da vor einem saß, in seiner ganzen Einzigartigkeit und je besonderen Geschichte zu respektieren. Dies hatte vermutlich nicht zuletzt etwas mit der Wendung auf das Subjekt in den alternativen Post-68er-Milieus der 1970er Jahre zu tun, aus denen heraus sich die Oral-History-Bewegung entwickelte. Disziplinintern setzten sich Oral Historians auf diese Weise vom gängigen objektivierenden Strukturfetischismus in der Soziologie und Sozialgeschichte ab, der, wie kritisiert wurde, die konkreten Menschen hinter den Strukturen verschwinden zu lassen drohte. In seinem klassischen Buch *The Voice of the Past* versah der Urvater der britischen Oral History Paul Thompson die bis dato stur standardisierte und leitfadenorientierte Interviewmethode in den Sozialwissenschaften mit einer humorvollen Kritik:

[...] [N]o oral historian, even when using an interview guide, would want to go for a caricature of the classic survey's search for „objective“ evidence, with its instrument a rigid inflexible questionnaire style of interview carried out by a dehumanized interviewer „without a face to give off feelings“.
(Thompson 2000: 226)

Nicht nur das Interviewsetting selbst, sondern auch der Interviewer mutierte in einem solchen standardisierten Leitfadeninterview zu einer unmenschlichen, gefühllosen Charaktermaske, der gegenüber der Interviewte sich kaum mit seiner ganzen Biographie öffnen konnte. Gleichzeitig jedoch warnte Thompson vor allzu offenen Interviews, die schnell in allgemeines und orientierungsloses Geplänkel abzugleiten drohten; als Beispiel führte er interessanterweise die deutsche Methode des „narrativen Interviews“ ein, wie sie Gabriele Rosenthal im Anschluss an Fritz Schütze vorgeschlagen hatte, und setzte sich so von einer genuin deutschen Variante qualitativer Interviewführung ab (Thompson 2000: 228).

Neben der Wendung auf das Subjekt bewogen auch Fragen der Archivierung zu einer ganzheitlichen lebensgeschichtlichen Befragung: So waren in den USA Interviewführung und Interpretation meist auch personell voneinander getrennte Arbeitsschritte, sodass ein Interviewer oft gar nicht wusste, welche Fragen später an sein Interview herangetragen werden würden; schon darum hatte das Interview möglichst große Bereiche der Lebensgeschichte abzudecken. Aber auch wenn Interviewer und

¹³ Vgl. exemplarisch Niethammer, der in seinem Aufsatz „Fragen – Antworten – Fragen“ auf die Entwicklung der Methoden im internationalen Kontext verwies und den seinerzeitigen Kanon vorstellte (Niethammer 1985: 434, FN 2).

Interpret identisch waren, erlaubte nur der volle Lebensbericht, verschiedene, auf den ersten Blick vielleicht gar nicht zusammenhängende Lebensbereiche und -phasen bei der Analyse zueinander in Beziehung zu setzen, um die Subjektivität der Interviewpartner zur vollen Entfaltung zu bringen; eine Möglichkeit, die Paul Thompson als eine der größten Stärken der Oral History bezeichnete (Thompson 2000: 231). Die Gründe dafür, warum Interviewpartner über ihr „ganzes Leben“ befragt wurden, mochten also kulturell und individuell variieren. Die ganzheitliche Perspektive auf Biographien jedoch bestimmt Oral-History-Methodenleitfäden und im Geiste der Oral History geführte Interviews über alle Grenzen hinweg bis heute.

3. Zur Methodik des Oral-History- und narrativen Interviews in West-Deutschland

Wie aber ließ sich eine Biographie möglichst vollständig erfragen? Das lebensgeschichtliche Netz konnte, wie es etwa im US-amerikanischen, auch englischen Kontext verbreitet getan wurde, durch sogenannte *follow up questions* gesponnen werden, die in die Lebenserzählung je nach Bedarf eingeworfen wurden, um Andeutungen zu detaillieren.¹⁴ Erwähnte beispielsweise ein Interviewpartner seinen Bruder im Lebensbericht nur *en passant*, konnte der Interviewer mit der Bitte einhaken, mehr über den Bruder, dessen Persönlichkeit und über das Verhältnis zu ihm zu berichten. In der deutschen Oral History dagegen bürgerte sich das Verfahren eines freien und ungestörten Lebensberichts ein, der den Interviewpartnern ermöglichen sollte, ihr Leben möglichst unbeeinflusst von lenkenden Einwüfen des Interviewers zu entwickeln (eine Erzählung, die natürlich trotzdem *vis-à-vis* des Interviewers entstand und mehr oder weniger bewusst auf dessen Forschungsschwerpunkte ausgerichtet war).¹⁵ Dem radikal offenen Impuls, das eigene Leben zu erzählen, folgte ein Narrativ, in dem die Biographie des befragten Gegenüber eine erste Gestalt annahm – und das sich, wie die Forscher schnell merkten, nicht selten an standardisierten Mustern wie dem Lebenslauf orientierte.

3.1 Der freie Lebensbericht – ungestörter Einstieg in die assoziative Entfernung von der Gegenwart

Der ohne Interventionen des Interviewers frei laufende Lebensbericht stellt sowohl in der von Lutz Niethammer geprägten Oral History als auch im soziologischen narrativen Interview der Schütze/Rosenthal-Schule den ersten Methodenschritt dar. Diese Grundlage qualitativer Interviewführung fußt, so möchte ich zeigen, nicht zuletzt auf

14 Vgl. etwa die pragmatischen und wenig skrupulösen Wegweisungen von Thompson: „Right through the interview whenever you get a bald fact which you think might be usefully elaborated, you can throw in an inviting interjection: ‘That sounds interesting’; or more directly, ‘How?’, ‘Why not?’, ‘Who was that?’ The informant may then take up the cue.“ (Thompson 2000: 229).

15 Dies führte im Falle meines mit einer Kollegin, Julie Boeckhoff, zusammen geführten Interviews mit dem Doyen der US-amerikanischen Oral History, Ron Grele, für unser Buch zur Geschichte der International Oral History Association (IOHA) zu tiefgreifenden Irritationen: Dass wir seinen freien Lebensbericht nicht mit Fragen und Detaillierungswünschen – *follow up questions* also – unterbrachen, sondern ihn, wie er fand, ungeschützt und ungeführt mehrere Stunden lang sprechen ließen, nahm Grele uns übel – erst später verstand ich, dass wir dasselbe Ziel: eine möglichst vollständige Lebensgeschichte, auf methodisch völlig unterschiedliche Weise verfolgten und bekam eine Ahnung von den Einflüssen, die die nationalen Interviewkulturen spielten.

der vor allem deutschen Tradition der Phänomenologie, Lebensphilosophie und Psychoanalyse, wie sie sich um 1900 ausgeprägt hatte (neben den oben genannten allgemeineren Entwicklungsfaktoren der transnationalen Oral History). Dabei standen zwei Denkprämissen im Zentrum: erstens die phänomenologische-gestalttheoretische Prämisse, dass die Biographie beim Erzählen in einer narrativen Form gerinnen, also eine Gestalt annehmen würde, die das je besondere Leben und seinen Verlauf widerspiegelte. Das erzählende Subjekt sollte zu einer freien Erzählweise und auf diesem Wege zu einer subjektiv-eigensinnigen Gestaltung seiner Lebensgeschichte animiert werden. Zweitens und eng damit zusammenhängend, war diese individuelle Formung der Biographie nur dann möglich, wenn das Individuum in einen Erinnerungsmodus versetzt wurde, in dem es vergangene Erlebnisse nicht nur aus einer gegenwartsgeleiteten Perspektive heraus erzählte und beurteilte, sondern solche Normen und Moralvorstellungen hinter sich ließ, um sich an Erfahrungen anzunähern, die vielleicht noch nie erzählt worden waren und quer zu den Normregimen der Gegenwart lagen. Ließ man zum Beispiel die ehemaligen „Volksgenossen“ frei sprechen, sprudelten die Erinnerungen an kleine Machtgewinne und Führungspositionen in der nur scheinbar egalitären Volksgemeinschaft, an den stolzen Besitz arisierter Möbel oder Wohnungen, an die Erhebung der „Herrenrasse“ über andere. Zu hören waren plötzlich die schwärmerischen Volksgenossen von einst, die sich an die „schönste Zeit“ ihres Lebens erinnerten. Gerade in Deutschland und vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit eröffnete das lebensgeschichtliche Interview die Möglichkeit, an die Realitäten der Massenbegeisterung für das NS-Regime und der massenhaften Beteiligung in ihm heranzukommen.

Die dreistufige Interviewmethode, die den freien Lebensbericht, einen immanenten und einen leitfadengestützten Nachfrageteil umfasst, ist heute noch gängig, prägte aber in den nächsten Jahrzehnten zahlreiche Feinheiten und individuelle Varianten aus. Im Rahmen des ersten großen, interviewbasierten geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojekts, in dem Anfang bis Mitte der 1980er Jahre ein Team „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930-1960“ untersuchte, stellte deren Leiter Lutz Niethammer die Dreistufenlehre in der Einleitung zum ersten Band zunächst einmal nur in ihrer Abfolge und den Hauptmerkmalen vor, erweiterte dies aber am Ende des dritten Bandes durch übergeordnete methodologische Überlegungen. Er war dabei die nicht so sehr an der schieren Abfolge der konkreten Methodenschritte interessiert, sondern vor allem daran, welche Art der Erinnerung diese Methode zutage fördern könnte (Niethammer 1983 und 1985). Indem er das Oral-History-Interview mit anderen Erinnerungssettings – der Psychoanalyse, dem Gerichtsverfahren und dem Interview in der qualitativen Sozialforschung – verglich und sowohl das Gemeinsame wie das Unterscheidende herausstellte, profilierte er den eigenen methodischen Zugang zur Erinnerung. Im Vergleich mit der empirischen Sozialforschung betonte er vor allem und ähnlich wie Paul Thompson, dass der Befragte „nicht in seiner personalen Individualität gefragt“ sei, sondern auf „allgemeinere gesellschaftliche Befunde“ zurückgeschlossen werden solle. Entsprechend gehe es auch nicht um den Erinnerungsinhalt der Interviews und dessen Bezug zur Vergangenheit, sondern um die je reaktualisierte *Form*, die die Erfahrung in der Erinnerung angenommen habe (Niethammer 1985: 398). Zu diesem Erkenntnisinteresse der empirischen Sozialforschung passte das Setting eines höchst standardisierten, durch einen Fragebogen verregelten Interviews, das nicht zuletzt wegen der nötigen Vergleichbarkeit „grund-

sätzlich strukturiert“ sei. Offene Frageimpulse seien von vornherein festgelegt und höchstens „mehr oder minder dehnbare Hohlräume, die der Interviewte ausfüllen kann“ (Niethammer 1985: 401). Die vorstrukturierte Form des Interviews ging hier parallel mit einem Erkenntnisinteresse, das auf die gesellschaftlichen Strukturformen des Erinnerns statt auf dessen Inhalte, die vergangene Erfahrung zielte, die vielleicht erst jenseits der standardisierten Frageimpulse formuliert werden konnte.

Gegen diese formale Rigidität in der empirischen Sozialforschung setzte Niethammer das Prinzip einer radikalen Offenheit: „Jede Frage, auch wenn sie zunächst nur etwa dem Jahr des Schulabschlusses gilt, ist im Erinnerungsinterview ‚offen‘, nämlich für die ‚Abschweifungen‘ des Gedächtnisses, die sie auslösen mag“ (Niethammer 1985: 401). Diese Offenheit war nicht nur dem Gutmenschentum einer altruistischen Interviewführung geschuldet, mit der die Verantwortung für den Gesprächsverlauf geradezu an die Interviewpartner delegiert wurde. Sie war für Niethammers Konzeption einer Gesprächssituation nötig, die gerade assoziative, zunächst vielleicht ungerichtet oder beliebig scheinende Erzählungen stimulieren sollte, um sich von den gegenwartsgeleiteten Erinnerungserzählungen zu entfernen und in Bereiche latenter, noch kaum formulierter, zu Gegenwartskonventionen querliegender Erfahrung vorzustoßen. Gerade am Anfang, argumentierte Niethammer, sei eine solche Offenheit wichtig,

damit der Interviewte seine Lebensgeschichte zunächst einmal in der Abfolge und mit den Gewichtungen (und Aussparungen) erzählen kann, die ihm gewohnt sind oder die er der Befragung mit einem Agenten der Wissenschaft oder der Öffentlichkeit für angemessen hält. Dies ist nicht nur eine überlieferungswürdige kulturelle Repräsentation in sich, sondern sie schafft in ihren Aussagen und Lücken eine Struktur, der sich durch immanente Nachfragen weitere Erinnerungen assoziieren können. (Niethammer 1985: 402)

In der generell offenen Interviewatmosphäre traten jene ungedeuteten, latenten Deutungsmuster zutage, in denen vergangene, oft ambivalente Wahrnehmungen oder Erfahrungen verhandelt wurden und „deren Wertimplikationen im Widerspruch mit der sonst eingenommenen Position stehen, also auf teilweise überwundene, teilweise weiterwirkende Prägungen zurückverweisen“ (Niethammer 1985: 396). Die Vorstellung, auf dem Wege einer ungestörten assoziativen Erinnerungsweise näher an vergangene Erfahrungen herankommen zu können, lag aber nicht nur der Oral History Niethammer'scher Prägung zugrunde, sondern auch einem sich neu etablierenden Ansatz der qualitativen Sozialforschung, der vor allem vom Mikrosoziologen Fritz Schütze vertreten wurde. Dieser positionierte sich ebenfalls gegen die klassisch standardisierte, auf die synchronen Makrostrukturen der Gesellschaft zielende Interviewführung und konzipierte das „narrative Interview“, auf das sich bis heute viele Forscher der qualitativen Sozialforschung beziehen.¹⁶ Auch wenn das dürre, umständliche und durch die komplizierte Spezialterminologie schwer zugängliche (manchmal aber plötzlich zu ganz klaren und eindrucksvollen Bildern findende) Sozi-

¹⁶ Seit Ende der 1970er Jahre veröffentlichte Schütze eine Reihe zusammenhängender Texte, aus denen sich seine theoretischen Vorstellungen und methodischen Vorschläge ableiten lassen; später bezog sich vor allem Gabriele Rosenthal auf seine Methodologie und entwickelte sie weiter. Vgl. hier zunächst vor allem Schütze (1983).

ologendeutsch Schützes von Lutz Niethammers satter, beweglicher und immer zugleich konkreter wie abstrakter Sprache weit entfernt ist – beider Kritik, die generelle Argumentation und die Vorschläge für eine reformierte Interviewmethode zielten zunächst einmal in dieselbe Richtung. Im 1983 erschienenen Text „Biographieforschung und narratives Interview“ setzte sich Schütze ebenso wie Niethammer entschieden von einer soziologischen Biographieforschung ab, die individuelle Schicksale zugunsten soziologischer Makrostrukturen vernachlässigt habe. Der Blick auf die je individuelle Biographie sei jedoch notwendig, um, und hier wandte sich Schütze wieder dem großen Ganzen der Gesamtgesellschaft zu, allgemeine „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“, also Abstiege, Aufstiege oder stagnierende Lebensphasen, beschreiben zu können (Schütze 1983a: 284 und Schütze 1981).¹⁷

Diesem Ziel diene eine generelle Verzeitlichung der bis dato auf die synchron-gegenwärtigen Strukturen festgelegten Interviewführung – das soziologische Interview wurde historischer. Der Interviewer sollte, in Schützes Worten, „von Anfang an die zeitliche, die ‚sequentielle Struktur‘ der Lebensgeschichte des Biographieträgers im Auge“ haben. Es sollten keine Einschätzungsfragen, sondern vor allem Fragen gestellt werden, die der Beschreibung von Prozessen dienten, Fragen danach, wann etwas anfang oder aufhörte oder wie ein bestimmter Prozess weiterging, und die man ganz kindlich, aber vielleicht nicht im Sinne Schützes als „Und-dann-Fragen“ bezeichnen könnte (Schütze 1983a: 284).¹⁸ Schütze schlug eine möglichst offene Interviewführung vor, die die funktionalistisch so bezeichneten „Biographieträger“ von Allgemeinsätzen, aktuell motivierten Begründungen für ihre Lebensgeschichte ab- und ins Fahrwasser einer freien Erzählung bringen sollte. Entsprechend beginnt das dreischrittig zu führende „narrative Interview“, das vor allem solche Erzählungen in der Zeit hervorlocken sollte („Stegreiferzählungen“), ebenfalls mit einer offenen Einstiegsfrage nach dem gesamten Leben oder nach bestimmten, im Forschungsfokus stehenden Lebensphasen. Die Eingangserzählung durfte vom Interviewer nicht unterbrochen werden (Schütze 1983a: 285).¹⁹

Es waren lebensphilosophische und phänomenologische Überlegungen, die die Argumentationen Schützes als stetiges theoretisches Hintergrundgeräusch begleiteten: Vorstellungen einer inneren, vom äußeren Ereignisablauf unterschiedenen Erlebniszeit, wie sie Husserl (oder auch Bergson) vorgeschlagen hatten, spielten hier ebenso hinein wie die Gestalttheorie – denn die vergangenen Erlebnisse waren ja nicht mehr an sich rekonstruierbar, sondern nur noch in der Form der Erzählung, in die sie ge-

17 Schütze ist es, das lässt sich seinen Texten ablesen, vor allem um die Erleidensprozesse zu tun, nicht um die Aufstiege; er zitiert hier stets Aristoteles' Begriff des „Erleidens“ und argumentiert, dass die Verlaufskurven, auf denen die Prozessstrukturen des Lebenslaufs abgezeichnet sind, dem „Prinzip des Getriebenerwerdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz“ gehorchen; „etwas altmodischer“ könne man mit Aristoteles auch von Prozessen des „Erleidens“ sprechen (Schütze 1983a: 288). Hier lässt sich möglicherweise ebenso wie bei der Oral History eine Solidaritätsbekundung mit den Unterdrückten, den „Opfern“ finden und zugleich eine Absage an das klassisch-bürgerliche Modell eines selbstgestalteten Lebens.

18 Vgl. auch Rosenthal (1995), die die Vorstellung eines passiven und niemals aus dem Relevanzrahmen des Erzählers heraus fragenden Interviewers noch radikalisiert hat – wenn aber nun schon Fragen gestellt werden müssten, dann möglichst solche, die „zum Fortfahren motivieren, wie z.B. folgende Fragen: ‚Wie ging es dann weiter?‘ [...]“.

19 Vgl. zur ersten Ausarbeitung seiner Interviewmethode Ende der 1970er Jahre die Reflexionen im Zusammenhang der Gemeindeforschung (Schütze 1977).

ronnen waren. Schütze definierte dies als „Homologie“ von Erzählform und vergangener Erfahrung.

Dem genuin historischen Ansatz von Lutz Niethammer und seinem Team ging es hingegen um einen weniger vermittelten Zugang zur Vergangenheit, also darum, Typen historischer Erfahrung zu rekonstruieren, die aus dem Oberflächendiskurs des kulturellen Gedächtnisses heraus- und in die Latenz gedrängt worden waren. Niethammer wurde die Vorstellung unbewusst-latenter Gedächtnisinhalte in der Tradition der Psychoanalyse zentral – Erinnerung blieb fluider und stärker auf Prozesse historischer Veränderung orientiert. Gleichwohl stand für beide „Schulen“ das Individuum mit seiner konkreten Geschichte im Zentrum. Dem Ziel, deren „Schicksale“, Leidenswege und Lebensgeschichten zu erforschen, wurde eine freie, Assoziationen stimulierende, ganzheitliche und diachrone Interviewführung eher gerecht als eine, die synchron und leitfadengestützt dem Individuum und seiner Geschichte nur wenig Entfaltungsräume bot.

Es sollte bis hierher deutlich geworden sein, dass es Niethammer mit dem freien Lebensbericht keineswegs um eine naiv dokumentarische Methode zu tun war, darum also, den Unterdrückten bloß „eine Stimme zu geben“ und selbst nichts mehr zu sagen. Gerade in der Anfangszeit der Oral History war ja argumentiert worden, dass der Wortlaut des Interviews die Interpretation geradezu ersetze; an diesem Versuch, die historischen Subjekte selbst ihre Geschichte erzählen und schreiben zu lassen, wurde immer wieder Kritik geübt (z.B. Tilly 1985). Dem widersprach etwa der italienische Oral Historian Alessandro Portelli in einem Text von 1981, in dem er die neue Perspektivik herausarbeitete, die die Oral History den Wissenschaftlern ermöglichte: Indem sie ihre Quellen selbst produzierten, seien Historiker selbst zu einem Teil der Überlieferung geworden und teilten sich zudem – sozusagen in einem Akt der „Bauchrednerei“ – durch die Erzählungen der Subjekte mit. Entschieden verließen Wissenschaftler auf diese Weise die Position des allwissenden Erzählers, der von oben herab auf die Geschichte blickte, und traten als Aktivisten an der Seite der historischen Subjekte in sie ein (Portelli 1981: 105). Gelegentlich also radikalisierte sich die Oral History zu Vorstellungen von einem solidarischen Rollentausch, mit dem die Wissenschaftler die Interpretation als höchsten Beruf des Historikers im Grunde aufgaben. Zwar verstand Niethammer das LUSIR-Projekt ebenfalls als Form einer solidarischen (aber dabei kritischen) Geschichtsschreibung und schlug eine (durchaus problematische) Reaktivierung des Begriffs des „Volkes“ vor, welches gegen die dominante Überlieferung der Eliten in Stellung gebracht wurde. Die Vorstellung jedoch, dass die Erinnerungen, die die Zeitzeugen erzählten, gar nicht mehr interpretiert werden müssten, sondern für sich selbst sprächen, war ihm fremd. Ganz im Gegenteil hatte der möglichst konsequente Rückzug aus dem Interview und die, um mit Niethammer und Freud zu sprechen, „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ des Interviewers ja gerade zum Ziel, Assoziationsketten zu evozieren und latente Sinndeutungen an die Oberfläche des Gesagten zu befördern – Sinndeutungen, die weder dem moralischen Mainstream der Gesellschaft und noch weniger dem politischen und ethischen Weltbild der aus den linken und linksliberalen Milieus stammenden Interviewer entsprachen.

Vielleicht lassen sich diese Grenzen der Solidarität und Identifizierung mit den historischen Subjekten gerade aus dem postdiktatorischen Kontext heraus erklären,

der den Wurzelboden der westdeutschen Oral History bildete, wie Niethammer selbst in einem seiner jüngsten Texte meint:

Das für posttotalitäre Gesellschaften typische Misstrauen gegenüber allen Einzelnen war hier trotz aller Zuwendung zu den Erfahrungen des Volkes oder der Unterdrückten so groß, dass man im Interview möglichst viel Material ansammeln wollte, um Anhaltspunkte für die Überprüfung der inhaltlichen Aussagen der Gesprächspartner zusammenzutragen. (Niethammer 2013: 303)

Im seinem persönlichen Fall gründete das Misstrauen in den allerersten Interviewerfahrungen mit Akteuren der Entnazifizierung, die er für seine Dissertation gesammelt hatte (Niethammer 1982 [1972]). Seine Notizen, wie er sich in einem Beitrag für einen Sammelband von Paul Thompson erinnert, auf den Knien schreibend, hatte der junge Doktorand damals informelle und noch nicht professionalisierte Experteninterviews mit den Eliten der Entnazifizierung geführt, die ihn wegen ihrer Tendenz zur Legitimation, ihren Entschuldigungsstrategien und ihrer Schönfärberei gründlich ernüchterten (Niethammer 1982: 24). Zwischen dieser Konfrontation mit dem Gedächtnis in seiner hässlichsten Gestalt und dem LUSIR-Projekt lag eine USA-Reise, von der er viele Erfahrungen mit der dortigen Oral-History-Tradition mitbrachte. Zudem schloss Niethammer sich der internationalen Oral-History-Bewegung an, wo er vom vitalen, grenzüberschreitenden Austausch profitierte (Niethammer 1978, Niethammer 2013). Während er seine Erfahrungen im Entnazifizierungsprojekt vor allem mit Vokabeln des Misstrauens beschrieb, dominierte in Niethammers LUSIR-Texten eine Semantik der kritischen Zugeneigtheit zum „Volk“. Dessen Erfahrungen brachte er durchaus gegen das legitimationsaffine Gedächtnis der Entnazifizierungseliten in Stellung und begann LUSIR vermutlich in der Erwartung einer anderen, alternativen und dezidiert machtkritischen Überlieferung. Die Dreischrittinterviewmethode des freien und offenen Interviews war zwar nicht von Naivität gegenüber den Erinnerungen der Subjekte bestimmt, aber auch nicht von vornherein von Misstrauen getragen. Dass aber der Skepsis gegenüber der Quelle „Erinnerung“ auch mit dem Arbeitergedächtnis des Ruhrgebiets nicht beizukommen war, war eigentlich das Hauptergebnis des Projekts. Denn selbst in den Interviews mit den Arbeitern brachen sich bevorzugt Erinnerungen an die Aufstiegserfahrungen, kleinen Machtgewinne und allgemein die schönen Zeiten im Nationalsozialismus Bahn – das war eine zweite, dieses Mal wirklich nachhaltige Ernüchterung, die sich auch methodisch auswirken sollte. Erst nach LUSIR sollte Lutz Niethammer ein wesentliches Element in seine Methode einbauen: den konsequenten Wechsel der Gedächtnisspur.

3.2 Netze des Nachfragens, Spurwechsel der Erinnerung: über die Fallstricke postdiktatorischer Interviewmethoden

Der zweite Teil sowohl des narrativen als auch des lebensgeschichtlichen Interviews widmet sich immanenten Nachfragen, also Lebensbereichen oder Erlebnissen, die im freien Bericht bereits angeschnitten, aber nicht detailliert worden waren. Damit orientierten sich die Nachfragen zunächst einmal nicht am Forschungsinteresse des Wissenschaftlers oder der Wissenschaftlerin, sondern am erinnerten Lebensentwurf des Erzählers. Das ist so banal wie wichtig, weil es die Akzentverschiebung der Interviewforschung nochmals deutlich zeigt: Im Zentrum sollte das Individuum mit seiner

je besonderen Lebensgeschichte und Erinnerungserzählung stehen, nicht das von außen angetragene Forschungsprogramm des Wissenschaftlers.²⁰ Die Gestalt, die das Leben eines Menschen in der Erzählung annahm, war zunächst einmal zur Vollen- dung zu bringen, indem Leerstellen ausgefüllt, ergänzende Erzählungen abgefragt, also die Erzählversatzstücke eines Lebens zusammengetragen wurden. Diese Vorstel- lung, Phänomene der Lebenserzählung wie Teilstücke zu einem Ganzen zusammen- setzen und daraus allgemeine, vielleicht gar anthropologisch-konstante (und eben nicht historische) „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ ableiten zu können, hatte durchaus auch naturgeschichtliche Implikationen (Heesen 2013; Schütze 1981). Der Nachfragenteil sollte, bestimmte Schütze, das „tangentielle Erzählpotential“ aus- schöpfen,

das in der Anfangserzählung an Stellen der Abschneidung weiterer, thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilität und abstra- hrierender Vagheit, weil die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an Stellen der für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeit des Er- eignisgangs angedeutet ist. (Schütze 1983a: 285)

Mit ihren Nachfragen blieben die Forscher also in der sequentiellen, zeitlichen Logik des narrativen Interviews, zielten auf die Detaillierung von Prozessen und nicht auf ihre Beurteilung. So konnte der Interviewer den Erzähler bitten, ein Erlebnis, dessen Schilderung er abgebrochen oder unausgeführt gelassen hatte, zu Ende zu erzählen. Diese ebenso vorsichtige wie penible Arbeit am erinnerten Leben des Interviewten zielte darauf, eine „Stegreiferzählung“ zu generieren, deren Form den (auf- und ab- steigenden oder stagnierenden) Lebensverlauf abbildete; nur von der Form, nicht vom Inhalt der Erzählung her ließ sich auf dieses zurückschließen.

Die Methodik narrativer Interviewführung nach Schütze (und folgend etwa Gab- riele Rosenthal) orientierte sich in allen ihren Phasen an der immanenten Logik der Erzählung; der Relevanzrahmen des Interviewten wurde nicht verlassen. Zwar wurde der Befragte im abschließenden dritten Teil des Interviews um eine Bilanzierung seiner Biographie oder um die Einschätzung von Gründen für den Verlauf seines Lebens gebeten; er ging so auf Distanz zu seiner Lebensgeschichte. Der dadurch höchstens gedehnte Relevanzrahmen des Interviewten wurde jedoch – idealiter – an keiner Stelle des narrativen Interviews durch Fragen zerstört, die von außen kamen und den Relevanzkriterien und Erkenntnisinteressen des Interviewers entsprachen. Ganz im Gegenteil stand die Überlieferung einer möglichst intakten, originären le- bensbiographischen Form im Zentrum aller Anstrengungen.

²⁰ Zudem konnte vor dem Interview gar nicht eingeschätzt werden, in welchen biographischen Kontexten das spezifische Forschungsinteresse zu verorten war und welche Verknüpfungen zu bestimmten Erleb- nissen und Lebensphasen sich vielleicht ergaben. Vgl. dazu insgesamt das Methodenkapitel bei Rosent- hal (1995: 186-207) sowie die aufschlussreiche Überlegung, diesen immanenten Nachfragenteil, der sich an den Notizen zur Hauptidee orientiert, als einen „am Einzelfall entworfene[n] Interview- Leitfaden“ zu betrachten, der *medias in res* erst entworfen wird. Der Unterschied zum standardisierten, auf einem Fragenkatalog und also äußeren Relevanzkriterien basierenden Interview in der Sozialfor- schung wird hier besonders deutlich.

In der Oral History dagegen ging es weniger um die Formvollendung als Selbstzweck narrativer Interviewforschung oder darum, ein möglichst vollständiges Formensemble zu rekonstruieren, sondern eher um die Möglichkeit, einzelne Geschichten im Gesamt der Lebenserzählung überprüfbar zu machen. Trotz aller Zurückhaltung und Offenheit für die assoziative Erinnerungstätigkeit vor allem im freien Lebensbericht konnte (und sollte) der Wissenschaftler das Interview steuern: etwa die Richtung der Gedächtnisspuren wechseln oder im dritten Teil des Interviews einen vorbereiteten Leitfragenkatalog (wenngleich in eher freier Handhabung denn in strikter Reihenfolge) abarbeiten, um so Daten zu produzieren, die sich in einen Vergleich zu anderen Interviews derselben thematischen Forschungsreihe setzen ließen und auf eine Typenbildung zielten.²¹ Diese stärker eingreifende Aktivität des Interviewers stand in der geschichtswissenschaftlichen Tradition der klassischen Quellenkritik, die hier aber nicht an eine schon existente (Schrift-)Quelle herangetragen, sondern in die Quelle selbst eingewoben wurde; eine Quellenkritik, die im Moment des Gesprächs selbst vollzogen wurde.

Diese Plausibilitätskontrolle noch während des Interviews, in anderen kulturellen Kontexten weniger ausgeprägt, scheint mir eine spezifisch geschichtswissenschaftliche Reaktion auf den Kontext der nationalsozialistischen Vergangenheit zu sein, in dem sich Anfang der 1980er Jahre fast alle Biographien der meist interviewten älteren Bevölkerungsgruppen bewegten. Alexander von Plato beschrieb in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000 die Nachfragetätigkeit im zweiten Teil des Interviews in der Metaphorik ausgelegter Netze: Die „Kunst des Interviewens“ bestehe gerade darin, ein Ereignis im Leben eines Menschen „nicht isoliert stehen zu lassen“, sondern „in einem Netz von Bezügen, Beschreibungen, Episoden und Informationen mit vielfachen Zugängen komplex und weitgehend interpretier- und kontrollierbar zu machen“ (Plato 2000: 17). Dass die Erinnerungstätigkeit und -fähigkeit erhöht wurde, wenn die Blickpunkte des Erzählens variierten, Erlebnisse also aus unterschiedlichen Richtungen angestrahlt wurden, war eine Überzeugung, die von der neurologischen Hirnforschung gestützt wurde. Diese hatte zeigen können, dass Erinnerungen nicht einfach an einer bestimmten Stelle des Gehirns gespeichert waren, sondern durch die Aktivierung und das komplexe Zusammenwirken vieler unterschiedlicher Hirnareale immer wieder neu entstanden oder anders zusammengesetzt wurden (Markowitsch 2000).

Diese Überlegungen belegte von Plato an mehreren Interviewbeispielen (Plato 2000: 18 ff.) So berichtete ein schon im Nationalsozialismus aufgestiegener Unternehmer so lange und ausführlich darüber, wie frühere NS-Verbindungen ihm beim beruflichen Wiedereinstieg in der Nachkriegszeit geholfen hatten, dass er schließlich seine zunächst verschwiegene NSDAP-Mitgliedschaft nicht mehr verheimlichen konnte – die Schlingen im Netz seiner Erzählungen hatten sich zusammengezogen. Im eindrucklichsten Beispiel griff von Plato jedoch eine fast mythische Geschichte aus seiner eigenen Kindheit in einem niedersächsischen Dorf auf – und verankerte so

²¹ Zwar gibt es solche „exmanenten Nachfragen“ auch bei Schütze, diese haben aber nicht den Sinn eines steuernden und kontrollierenden Eingriffs, sondern sollen bisher nicht explizierte Lebensbereiche ins Interview holen. Im Sinne einer solchen nicht-repräsentativen Generalisierung über den Vergleich von Erinnerungsnarrativen habe ich selbst die Bildung von „passageren Erfahrungstypen“ vorgeschlagen, die ein Kondensat spezifischer historischer Erfahrungen darstellen und mit diesen vergehen. Statt auf eine Typisierung von anthropologischen Verlaufstypen wie bei Schütze zielte dieses Vorgehen auf die Typisierung vergänglicher, historischer Erfahrungen (Maubach 2009: 40-42).

sein fast detektivisches Interesse an den Erinnerungen anderer Menschen in seiner eigenen, noch im Nationalsozialismus wurzelnden Herkunftsbiographie.

Kurz vor Kriegsende war in von Platos Heimatort ein alliierter Bomber beim Rückflug von einem Angriff auf Berlin abgestürzt. Jahre nach diesem Ereignis, mit dem der Krieg im kleinen Dorf Einzug gehalten hatte, erinnerten sich die von ihm interviewten Dorfbewohner zwar noch daran, wie vielseitig sie die Flugzeugteile oder die aufgefundene Fallschirmseide hätten verwenden können – über das Schicksal der Mannschaft an Bord indes kursierten nur ebenso zahl- wie variantenreiche Gerüchte. Was aus den Piloten geworden war, blieb im Nebel der Gerüchte verborgen. Erst als von Plato eine Dorfbewohnerin einmal nach etwas ganz anderem, nämlich nach der Behandlung der Zwangsarbeiter im Dorf, fragte, kam eine Variante ans Licht, die plausibel schien. Um nämlich zu betonen, wie gut es die polnischen Zwangsarbeiter während des Nationalsozialismus im Dorf gehabt hätten, erzählte diese Dorfbewohnerin, dass einer von ihnen, der im Dorf besonders wohlgekommen gewesen sei, die Bomberbesatzung totgetreten habe – vor den Augen und mit Zustimmung eines Teiles der Dorfbevölkerung und offenbar in einem Akt gemeinsam verantworteter Lynchjustiz. Weil die Erzählung der Frau auf eine ganz andere, für sie nach 1945 positiv besetzte Botschaft, nämlich das gute Verhältnis zu den Zwangsarbeitern, zulief, war das über den Bomberabsturz verhängte Tabu außer Kraft gesetzt worden. Der Zwangsarbeiter Stani hatte sich, so sollte die Pointe und Moral von der Geschichte lauten, so sehr auf die Seite der Dorfbevölkerung geschlagen, dass er deren Feindbilder übernahm (über die sich in dieser grausamen Geschichte eben auch etwas lernen lässt) – mit tödlichen Folgen, wenn man der Geschichte glauben darf. Von Plato schlussfolgert:

Zwei persönliche Legitimationsstrukturen waren in diesem Interview in Konflikt miteinander gekommen: diejenige nach Entlastung von Verbrechen, in diesem Fall von Morden, während des Dritten Reiches und die Betonung der guten Behandlung der meisten Fremdarbeiter durch das „einfache Volk“ auf dem Lande (Plato 2000: 20).²²

Die interviewte Dorfbewohnerin war so über die Fallstricke jener Erzählstränge gestolpert, die sie selbst geknüpft hatte: Mit Schütze hatte der „Gestaltschließungszwang“, also das Bedürfnis, eine Geschichte bis zum Ende zu erzählen, zu einem (unfreiwilligen) Geständnis geführt. Im Akt des Erzählens jener Geschichte war ihr die Kontrolle entglitten; sie hatte sich, wie man so treffend sagt, „um Kopf und Kragen geredet“.

Aus Interviewerfahrungen wie diesen entwickelte Lutz Niethammer einen festen Methodenschritt: den Wechsel der Gedächtnisspuren, den er aber erst nach dem LUSIR-Projekt und wohl angeleitet durch die dort gesammelten Erfahrungen wirklich explizierte. So betonte er in den methodischen Überlegungen zum einige Jahre später in der DDR durchgeführten Interviewprojekt der „Volkseigenen Erfahrung“, dass die „Gedächtnisspuren“ systematisch und mehrfach gewechselt werden müssten, sodass ein Interviewpartner, der beispielsweise zunächst nur von seiner Familienbiographie und privaten Angelegenheiten berichtet hatte, mit berufsbezogenen oder politischen

²² Zu von Platos erfahrungsgeschichtliche Erkundungen der Zwangsarbeitergeschichte vgl. auch Plato 2008.

Fragen – etwa nach dem 17. Juni 1953 – konfrontiert werden sollte. Im DDR-Projekt bedeutete dies schon von der Anlage her eine systematische „Grenzüberschreitung“ über die verordnete Erinnerung hinaus, was wesentliche Erkenntnisse zur Mentalitätsgeschichte der späten DDR-Gesellschaft beitrug (Niethammer 1991: 27 ff.). Es zeigt sich also, dass Oral Historians in der Bundesrepublik der 1980er Jahre gerade vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit Interviewmethoden entwickelt hatten, die zwar in unverregelten Räumen die freie Erinnerungstätigkeit fördern, aber zugleich auch als stetige Plausibilitätskontrolle und mitlaufende Quellenkritik fungieren sollten. Mit zuweilen geradezu detektivischer Hingabe sollten die Oberflächenkonstruktionen der Erzählung durchstoßen werden, um so Zutritt zu vergangenen Erfahrungen zu erhalten, die nicht selten alles andere als schmeichelhaft für das Individuum waren und die, wie Alexander von Platons Geschichte vom Bomberabsturz zeigt, zu erklären halfen, wie jene volksgemeinschaftliche Beteiligungsgesellschaft funktionierte, die die nationalsozialistische Verfolgungs- und Mordpolitik ins Werk gesetzt hatte. Vor diesem Hintergrund muss die Welzer'sche These, dass Zeitzeugenerinnerungen zur Aufklärung über diese Zusammenhänge nichts beizutragen hätten, bei aller Vorsicht im Umgang mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen infrage gestellt werden (vgl. auch Plato 2000: 14). Denn es ist ja zunächst einmal bemerkenswert, dass das Ruhrgebiet-Projekt Einsichten in die Konsenszonen breiter Bevölkerungsschichten erbracht hatte, die dem kurz zuvor begonnenen Bayern-Projekt von Martin Broszat, in dem mit schriftlichen Quellen wie etwa polizeilichen Überlieferungen gearbeitet worden war, verschlossen geblieben waren. Aus den Analysen dieser Schriftquellen hatte sich hingegen ein ganz anderer Begriff nahegelegt: der der Resistenz.²³

3.3 Die kleinste Einheit: „Narrative Moleküle“, szenische „Stegreiferzählung“ und die magische Berührung vergangener Erfahrung

Der Nachvollzug der deutschen Oral-History-Methode hat zunehmend die Bedeutung von Steuerungs- und Kontrollmöglichkeiten durch spezifische Fragemethoden aufgezeigt. Wie Lutz Niethammer in Abgrenzung gegen die Schütze-Schule in einem seiner jüngsten Texte betont, handelt es sich beim lebensgeschichtlichen Interview eben um eine „hochgradig dialogische Tätigkeit zur Optimierung der Gedächtnisleistungen“ (Niethammer 2013: 303). Dieses zur Quellenkritik schon während des Gesprächs ausgebildete Instrumentarium darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch der Historiker als Interviewer in jenen magischen Momenten auf die Rolle des reinen Zuhörers zurückziehen sollte, in denen Geschichte wirklich berührt wurde. Das wurde sie, nach der Meinung der meisten Interviewpioniere, meist immer dann, wenn die Befragten Geschichten erzählten. Es waren gerade die, mit Schütze, „szenisch-dramatischen“, ebenso plastisch hervortretenden wie emotional aufgeladenen Geschichten, denen die Aufmerksamkeit der historisch fokussierten Interviewer galt – die Geschichte vom Bomberabsturz etwa hat alle nötigen Ingredienzien.

Entstanden solche Plots vor dem geistigen Auge des Erzählers, hatte der Interviewer nur zuzuhören, sich möglichst unsichtbar zu machen; manchmal schien der Sich-

²³ Auf diesen paradoxen Befund einer nationalsozialistischen Arbeiterbevölkerung im Ruhrgebiet und einer seltsam resistenten in Bayern, einer Hauptregion der NS-Bewegung, verweist Lutz Niethammer selbst (Niethammer 1983: 23); vgl. auch Ulrike Jureit (2007: 175).

Erinnernde dann gar zu vergessen, dass er ein Publikum hatte (Sieder 1984: 220).²⁴ So verfügte selbst Paul Thompson, der Interventionen sehr viel pragmatischer handhabte als seine deutschen Kollegen, mit erhobenem Zeigefinger: „Above all, never interrupt a story.“ (Thompson 2000: 238) Das Interview sei eben kein Dialog, keine Konversation, sondern der Versuch, den Interviewpartner zum erinnernden Sprechen zu bringen – und die erzählten Geschichten, die Storys, galten als Rohdiamanten für die Interpretation. In ihrer unmittelbar spürbaren emotionalen Atmosphäre und Plastizität schienen sie direkt aus der Vergangenheit zu kommen und eine Authentizität – Niethammer spricht von Originalität – zu verbürgen, die unter der Ägide heutiger postmodern-dekonstruktivistischer Erinnerungstheorien keine Plausibilität mehr besitzt. So zeigte Harald Welzer auf, dass gerade die eindringlichsten, plastischsten und emotionalsten Erinnerungen den höchsten Verzerrungsgrad aufwiesen, dass Erinnerung durch Wiederholung in sozialen Settings quasi eingeübt und entsprechend den unterschiedlichen Kontexten, in denen sie aufgerufen wird, jeweils neu konstruiert wird (vgl. Welzer 2000, Welzer 2002, Welzer et al. 2002).²⁵

Dass Menschen ihre Erinnerungen an sozial standardisierten Formvorgaben wie dem Lebenslauf orientieren und Anekdoten stereotyp wiederholen, sich also der bekannten und vertrauten Erzählformen bedienen, hatten indes auch schon die lebensgeschichtlichen Interviewforscher um 1980 erkannt. Anekdoten stellten die Massenware einer Erinnerungsforschung dar, der die „echten“ Geschichten als gesuchte Einzelstücke galten. Sie waren durch Wiederholung zu phrasenhaften und klischierten Erzählungen geronnen, die auf kunstvoll platzierte, zwar eindrucksvolle, aber selten (wie beim Mord am Bomberpiloten) verstörende Pointen zusteuerten; aus ihnen war der vergangene Erfahrungsgehalt längst gewichen. Gleich im ersten Satz seines Textes zu den „Stegreiferzählungen“, die das Gegenteil solcher versteinerten Anekdoten bildeten, bestimmte etwa Fritz Schütze:

Das Gelingen eines autobiographisch-narrativen Interviews setzt voraus, daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt. (Schütze 1983b: 78)

Möglicherweise bildete der Gemeindepolitiker, mit dem Schütze die ersten Interviewverfahren gesammelt hatte, den Archetyp für jene petrifizierten Erzählungen, die wie Kiesel im Erinnerungsstrom der freien Stegreiferzählung lagen und vor allem der Selbstpräsentation dienten. Auch für viele der linken oder linksliberalen Interviewer in der formativen Phase der Oral History waren es die Eliten, die diesen Erzählungstypus personifizierten; Lutz Niethammers Misstrauen gegen das Gedächtnis war ja etwa während der Interviews mit Entnazifizierungseliten gewachsen (vgl. auch Thompson 2000: 242). Für ihn gehörte ein „Set von Standardgeschichten“ zum Haus-

²⁴ Hier grenzt Sieder die interaktiven von den informativen Erzählungen ab, in denen die intersubjektive Funktion zurücktritt: „Als den Extremfall könnte man sich Passagen denken, in welchen der/die Sprechende quasi auf den Gesprächspartner ‚vergift‘.“

²⁵ Welzer und sein Team wiesen etwas eindrücklich auf den sozialen Rahmen der Familienerinnerung, die gleichsam am Abendbrottisch entsteht, und führten vor Augen, dass viele plastische Erinnerungsszenen aus medialen Vorlagen collagiert sind.

halt des Langzeitgedächtnisses. Auf sie konnte jeder Mensch, weil er sie schon oft erzählt hatte, ohne große Mühe zurückgreifen, wenn es nötig war:

Als bewährte Kommunikationsbausteine mögen sie originelle Erlebnisse enthalten oder auch nicht, oder der Geschmack sich wandelnder Zuhörerschaften mag sie wie das Geröll im Fluß verschliffen haben. Deshalb ist ihr Charakter zu beliebig für den Zweck historischer Rekonstruktion, aber sie mögen interessante Belege für die Erfahrungsverarbeitung und die Einstellungen des Befragten und vor allem für seinen Kommunikationsstil mit seinem Umfeld enthalten. Niethammer 1985: 404 f.)

Das hier formulierte Wissen darüber, dass Erinnerung in der Wiederholung und in sozialen Rahmen eingeübt und praktiziert wird, liegt dicht an der konstruktivistischen Erinnerungsforschung. Darüber hinaus versuchten die Protagonisten der narrativen Interviewforschung und frühen Oral History aber im Abgleich mit solchen stereotypen Standarderzählungen Geschichten ausfindig zu machen, die in dieser eingängigen, gegenwartsnahen, irgendwie auch harmlosen Form nicht aufgingen, die mit den geläufigen Normvorstellungen kollidierten und in Bereiche vergangener Erfahrung vordrangen. Dabei entwickelten sie durchaus problematische Vorstellungen einer unberührten, jungfräulichen Erfahrung, der in der Erinnerung zum ersten Mal eine Form gegeben wurde und die sozusagen noch warm von der Vergangenheit war, aus der sie stammte – gleichgültig, wie lange diese zurücklag.

Was aber unterschied eine oft wiederholte Anekdote von einer erstmals geformten Erfahrungserzählung? Beide verfügten über dieselbe Form: Präsentiert wurde ein topographisch klar umrissener und zeitlich definierter Plot, eine abgegrenzte Geschichte mit Anfang und Ende, die, war sie einmal begonnen, durch den „Gestalt-schließungszwang“ auf ihre Pointe zugeführt werden musste. Oft stellten die Interviewten in solchen kleinen Geschichten sogar Dialoge nach wie in einem szenischen Spiel. Sie erinnerten sich so lebhaft, dass die Geschichte ihren Vergangenheitscharakter verlor und im Präsens erzählt wurde. Es handelte sich hier wie da um „Miniaturen ästhetisch geschlossener Geschichten“ (Niethammer 1985: 408), um „narrative Moleküle“ (Niethammer 1988: 33). Den plausiblen Unterschied zwischen beiden arbeitete Lutz Niethammer in seinen methodologischen Überlegungen heraus. Geschichten mit Originalitätscharakter (im doppelten Sinne des Wortes) waren alles andere als gegenwartsgängig, ihre Wertsetzungen lagen quer zum Normdiskurs der Gegenwart. So stellte beispielsweise der Mord an der alliierten Bomberbesatzung, an den sich die Bewohnerin in Alexander von Platons Kindheitsgeschichte erinnerte, ein Tabu dar, wie auch die zahlreichen Deckerinnerungen anderer Zeitzeugen zeigten. Der polnische Zwangsarbeiter hatte den Mord, so lässt sich die Geschichte ausdeuten, begangen, weil er sich mit den Deutschen identifiziert und ihre Feindbilder übernommen hatte. Im Grunde also erzählte die Geschichte, will man überspitzen, von der Lynchjustiz einer dörflich verschworenen nationalsozialistischen Volksgemeinschaft am Ende des Kriegs, denn viele Dorfbewohner waren bei dem Mord zugegen gewesen, wie die Interviewte selbst auch. Gleichgültig, ob die Geschichte stimmt oder nicht: Über eine simple Gegenwarts konstruktion geht sie in ihrer Ambivalenz, die hier gar nicht ausgefaltet werden kann, hinaus.

Die originalen Geschichten irritierten und sperrten sich gegen den interpretierenden Zugriff. Ihre Komplexität und Ambivalenz waren erhalten geblieben, weil sie in bestehende Deutungsmuster nicht hatten eingeordnet werden können und vorgestanzte Erzählschablonen fehlten:

Nur dürftige, konstruierte Geschichten erschließen sich völlig den Begriffen des Interpretieren; sie wirken danach wie abgedroschen, ein narratives Stroh, in dem nichts mehr keimt. Man merkt sich dann ‚die Moral von der Geschichte‘ und vergißt die Geschichte. Gute Geschichten [...] schildern einen erstaunlich komplexen Vorgang, dessen zahlreiche teils charakterisierte, teils angedeutete, teils implizite Bezüge sich gegen eine begriffliche Reduktion sperren, [...]. (Niethammer 1985: 416)

Häufig enthielten diese Geschichten eine in der Vergangenheit neue Erfahrung, transzendierten das, was zu erwarten gewesen wäre (nämlich, dass ein Zwangsarbeiter die verbündeten Alliierten als Befreier und nicht als Feinde empfangen würde), und ließen sich deswegen nicht deuten: also auch sprachlich nicht auf eine einprägsame Formel bringen. Sie mussten detailliert, umständlich und in ihrer ganzen Ambivalenz erzählt werden.

Die gelegentliche Apotheose „unwillkürlicher Erinnerung“, der Glaube daran, dass der Forscher – wie Marcel Proust beim Geschmack der Madelaine – das Tor zu vergangenen Welten öffnen könne, der in dieser Suche nach originalen Erinnerungsnarrativen steckt, muss problematisiert und hinterfragt werden – ebenso wie die im Grunde stigmatisierende Vorstellung, dass solche Narrative eher die einfachen, weniger literaten Bevölkerungsschichten auszeichneten und nicht die phrasendreschenden Eliten. Diese Überzeugungen gehören zur idealistischen Anfangszeit, der formativen Phase der Oral History um 1980, sind aber auch heute bei Forschern, die mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten, anzutreffen – trotz des beeindruckend reflektierten Instrumentariums, das die Oral History mittlerweile ausgeprägt hat. Gleichwohl ist die Anstrengung, unterschiedliche Typen von Erinnerungserzählungen voneinander abzugrenzen und sie unterschiedlichen Zeitschichten sorgfältig zuzuordnen, bemerkenswert. Dieses Differenzierungsbestreben droht einer Interviewforschung und Gedächtnistheorie, die Erinnerungserzählungen als Gegenwartsstrukturen behandeln, abhandeln zu kommen.

4. Zum (Interview-)Schluss: Ausstieg aus der Immanenz? Über die Ambivalenzen der Interviewführung in der deutschen Oral History

Nicht zuletzt die Auseinandersetzung der deutschen Oral History mit der nationalsozialistischen Vergangenheit förderte also, dass erstens die identifikationsbereite Solidarität der Historiker mit den Interviewten einem zwar immer noch offenen, zugleich aber skeptisch-quellenkritischen Blick auf die Erinnerungen der historischen Subjekte wich. Diese Haltung führte zweitens zu einer Interviewmethode, die zwar wie das „narrative Interview“ weite Freiräume für eine sich assoziativ entfaltende Erinnerung schuf und die Annäherung an vergangene Erfahrungswirklichkeiten prinzipiell für möglich hielt, zugleich aber ein Instrumentarium prüfender Quellenkritik entwickelte, das nicht erst *ex post*, sondern durch bestimmte Fragemethoden *in actu* angewendet

wurde. Die steuernden Eingriffe der Interviewer, wie Niethammers Wechsel der Gedächtnisspuren, unterschieden sich grundlegend vom Methodeninventar des soziologischen narrativen Interviews, das in allen seinen Schritten im Relevanzrahmen des Interviewten verblieb. In der Oral History demgegenüber wurde die freie Assoziation als Plausibilitätsprüfung verstanden, denn die weiten Netze der Erinnerungserzählungen konnten für den Interviewten unversehens zu Fallstricken werden, über die er stolperte und dabei Tatsachen (eine NSDAP-Mitgliedschaft) oder Erfahrungswahrheiten (die kleinen oder großen Machtgewinne in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft) ans Licht brachte, die er lieber zurückgehalten hätte, weil sie quer zu den Normregimen der Gegenwart lagen.

Aus einer solchen genuin geschichtswissenschaftlichen, an der Auseinandersetzung mit der Erfahrungsgeschichte im Nationalsozialismus geschulten Methode ergaben sich durchaus forschungsethische Probleme (vgl. Leh 2000): Führte man die Interviewten, die die linken Historiker doch durchaus als Kooperationspartner angesprochen hatten, hinters Licht, wenn man die Netze der Erinnerung als Fallstricke für unfreiwillige Geständnisse konzipierte? Was blieb von dem Projekt einer gemeinsamen Geschichtsschreibung oder zumindest einer Geschichtsschreibung im Sinne der historischen Subjekte? Waren die Interviewpartner, die ja ihre Einwilligung zur Verwendung ihrer Erinnerungen für die historische Forschung gegeben hatten, am Ende wirklich einverstanden mit dem, was die Historiker über sie herausfanden und wie sie ihre Erinnerungen interpretierten?

Forschungsethische Probleme dieser Art haben Alexander von Plato bewogen, an die beiden Nachfrageteile der Oral-History-Methode eine allerletzte, vierte Phase anzuhängen: die Streitphase. Hier durfte ebenjene Kritik geäußert werden, die der Interviewer in den vorherigen Interviewphasen hatte unterdrücken müssen – nicht im Sinne einer letztlich unmöglichen Neutralität, sondern um die bei Erinnerungsprozessen immer wirksame Außenkontrolle so weit wie möglich einzuschränken und so die Formulierung problematischer, ambivalenter, unterdrückter oder gar tabuisierter Bereiche zu ermöglichen. In von Platos Streitphase wurde der Interviewer als Persönlichkeit mit eigenen (politischen) Ansichten und einer eigenen Geschichte für seinen Gesprächspartner sichtbar – im narrativen Interview wäre dieses Auftauchen des möglichst neutralen Interviewers als eigenwillige Persönlichkeit undenkbar. Außerdem fungierte sie als Entlastung bei der Geduldssprobe des Interviews: Hatte der Interviewer zuvor beispielsweise die Formulierung rassistischer Stereotype oder Geschichten der Machtausübung in der Diktatur kommentarlos über sich ergehen lassen, erhielt er nun die Gelegenheit, seinem Unwohlsein mit den Anschauungen und Erfahrungsgeschichten des Individuums Ausdruck zu verleihen. Allerdings diente diese Interviewphase nach von Plato nicht nur als Ventil, wenn ein Gefühl der Abwehr von Tätern und ihren Geschichten bearbeitet werden musste, sondern auch, wenn eine Überidentifikation mit Opfern drohte (Plato 2000: 23). Und auch für die nachmaligen Auswertungs- und Interpretationsschritte sei diese Möglichkeit, strittige Meinungen kontrovers auszutauschen, von Vorteil, werde es für die späteren Interpreten auf diese Weise doch „leichter, vorherige Haltungen der Interviewer oder deren mangelnde Reaktionen auf ‚empörende‘ Aussagen der Interviewpartner als ‚vorläufige Mimikry‘ zu interpretieren“ (Plato 2000: 23).

Zugleich aber steht von Platos Streitphase symbolisch für die spezifische Ambivalenz deutscher Oral-History-Methoden: Einerseits versuchten die Oral Historians eine

möglichst störfreie Atmosphäre zu schaffen, die unwillkürlichen Erinnerungserzählungen ausreichend Raum bot. Der Glaube daran, dass solche erfahrungsnahen Erinnerungen gerade in szenischen Geschichten Ausdruck fänden, die zum ersten Mal erzählt wurden, und eben nicht in jenen durch Wiederholung schal gewordenen Anekdoten oder gar in Sequenzen nachmaliger Bilanzierung oder Beurteilung, teilten die Oral Historians mit den Sozialwissenschaftlern, die narrative Interviews führten. Anders als diesen ging es ihnen aber nicht bloß um die immanente Rekonstruktion jener Formen, die die Erfahrung in der Erinnerung annahm, sondern zugleich um eine quellenkritische Plausibilitätsprüfung. Diese Ambivalenz war schon für die LUSIR-Forscher höchst spürbar; Lutz Niethammer formulierte sie als drängende Frage:

Kein Zweifel: es gibt Widersprüche zwischen den Komponenten eines Erinnerungsinterviews. Wie kann man z.B. gleichzeitig ein psychoanalytisch informierter, verhaltener Kommentator lebensgeschichtlicher Fragmente und ein wohlpräparierter Untersuchungsführer bei der Aufklärung eines Sachverhalts sein, für den das Subjekt nur ein Zeugnis unter anderen ist? (Niethammer 1985: 401)

Es war aber, mit Niethammer, gerade diese Spannung, die das Interview und seine Interpretation ertragreich machte. Sie entstand aus dem Wissen darum, dass die Interviewten unterschiedliche Typen von Narrativen zu unterschiedlichen Zwecken gebrauchten und ihre Geschichten verschiedenen Zeitschichten zugeordnet werden mussten. Die Interviewmethode – ein möglichst freier Interviewverlauf bei stets mitlaufender Quellenkritik – reagierte auf eine solche spezifisch geschichtswissenschaftliche Konzeption vom Zeitzeugen, der sich von seinem medial konstruierten *Alter Ego* vor allem durch die ambivalente Reichhaltigkeit seiner Überlieferung zu unterscheiden scheint.

Der Blick zurück auf die formative Phase des Zeitzeugeninterviews um 1980 zeigt, dass das lebensgeschichtliche Interview auf die Erzählung der ganzen Biographie und Entfaltung der vollen Subjektivität gerichtet war (das sollte sich später verändern, weil die Sprache selbst problematisiert wurde und zugleich das Fragmentarische, auch das Non-Verbale und das Schweigen eine größere Bedeutung erhielten). Dabei diente die möglichst vollständig erfragte Lebensgeschichte in der Oral History, anders als im narrativen Interview, zugleich der quellenkritischen Überprüfung der einzelnen Geschichten; eingeordnet in den ganzen Lebenslauf, erwies sich ihre Plausibilität. Diese Vorstellung einer ungeteilten Lebensgeschichte unterschied sich jedoch von der klassisch bürgerlichen Vorstellung des ganzen Lebens, das einem Bildungsroman folgte und gleichsam intentional zur vollen Reife gebracht wurde. Demgegenüber gingen die Forscher eher von einem gesellschaftlich enteigneten Individuum aus, das sich seine Biographie im Interview zurückeroberte. Entsprechend stellten die neuen Fragemethoden zugleich eine Kritik am standardisierten Interview in den Sozialwissenschaften dar, das die individuelle Subjektivität partialisiert, seiner Besonderheit beraubt und in allgemeine Strukturen aufgelöst hatte.

Aber auch von der heute dominierenden konstruktivistischen Sicht auf das Individuum und seine Geschichte unterscheidet sich das lebensgeschichtliche oder narrative Interview um 1980: Die Vorstellung einer zusammenhängenden Lebensgeschichte und diachronen Plausibilitätsprüfung ist diesen postmodernen Ansätzen eher fremd,

weil sie das erzählte Leben als synchronen Entwurf im Hier und Jetzt begreifen. Was bedeutet das, ließe sich am Ende fragen, für den Umgang mit der unvorstellbar großen Menge an Zeitzeugeninterviews zu Nationalsozialismus und Holocaust? Was machen wir als Historiker mit den Abertausenden Hördokumenten und Fernsehinterviews, wenn die letzten Zeitzeugen gestorben sein werden? Worauf werden wir hören, was in ihnen sehen? Welche Forschungsfragen werden wir an sie stellen, wie sie interpretieren? Zeugen die unzähligen erzählten Lebensgeschichten nur noch von der jeweiligen Erinnerungskultur, in der sie entstanden sind? Oder gewähren sie darüber hinaus Zutritt zur Vergangenheit, von der sie ja sprechen?

Wenn wir allerdings (nicht zuletzt aus Respekt vor der Anstrengung der Interviewpartner, sich an ihre vergangenen Erfahrungen anzunähern) der Erinnerung selbst wieder mehr Geltung verschaffen möchten, so benötigen wir eine sorgfältige Quellenkritik. Eine solche sekundäre Auswertung erfordert nicht zuletzt, möglichst viel darüber herauszufinden, wie die Quelle überhaupt entstanden ist. Wir müssen dabei aber nicht nur wissen, in welche Erinnerungskultur ein Zeitzeuge hineinspricht, sondern auch, aus welchen Fragekulturen die Interviewer kommen. Das wirft uns selbst-reflexiv zurück auf die Geschichte der Oral History und die Entstehung unserer Forschungsmethoden. Welche Fragen waren zu einer bestimmten Zeit überhaupt möglich – und welche nicht? Welches Erkenntnisinteresse stand hinter einer Frage? Warum wurde sie so und nicht anders formuliert? Zielte sie überhaupt auf die Vergangenheit selbst oder nur auf die gegenwärtige Einschätzung dieser Vergangenheit? Welche theoretischen Vorstellungen von Erinnerung brachten die Interviewer mit und woher rührten ihre Methoden? Die Historisierung des Zeitzeugeninterviews, für die ich hier am Beispiel der westdeutschen Oral-History-Methoden um 1980 plädiere, gehört so zu den Voraussetzungen, unter denen wir uns den Erinnerungsgeschichten selbst nähern können, um ihre Schätze an vergangener Erfahrung zu heben.

LITERATUR

- Abrams, Lynn (2010): *Oral History Theory*, London/New York.
- Arp, Agnès (2013): Nationale Grenzüberschreitung und Rückkoppelung. Die Internationalität des Netzwerkes, in: Annette Leo und Franka Maubach (Hg.): *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen, 160-194.
- Bertaux, Daniel (1981): *Life Stories in the Baker's Trade*, in: Daniel Bertaux (Hg.): *Biography and Society*, London.
- Frei, Norbert (2005): Abschied von der Zeitgenossenschaft, in: Norbert Frei: *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*, München.
- Gries, Rainer (2012): Vom historischen Zeugen zum professionellen Darsteller. Probleme einer Medienfigur im Übergang, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen, 49-70.
- Jureit, Ulrike (2007): Die Entdeckung des Zeitzeugen. Faschismus- und Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, in: Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow (Hg.): *50 Klassiker der Zeitgeschichte*, 174-177.
- Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS* 13 64-76.
- Leo, Annette und Franka Maubach (Hg.) (2013): *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen.

- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung, in: BIOS 13, 30-50.
- Maubach, Franka (2009): Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen, Göttingen.
- Maubach, Franka (2013): Das freie Wort als Menschenrecht. Schweigen und Sprechen in der IOHA, in: Annette Leo und dies. (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen, 240-272.
- Niethammer, Lutz (1978): Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18, 457-501
- Niethammer, Lutz (1982): Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin/Bonn [zuerst 1972].
- Niethammer, Lutz (1982): Oral History as a Channel of Communication between Workers and Historians, in: Paul Thompson and Natasha Burchardt (Ed.): Our Common History. The Transformation of Europe, London, 23-37.
- Niethammer, Lutz (1983): Einleitung des Herausgebers, in: Lutz Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, Bd. 1, Berlin, 7-29.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, Bd. 3, Berlin, Bonn, 392-445.
- Niethammer, Lutz (1988): Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR, in: BIOS, Jg. 1, 19-66.
- Niethammer, Lutz (1991): Glasnost privat 1987. Reportage über eine Befragung unter den Zeitgenossen Honeckers zur Zeit Gorbatschows, in: Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling: Die volkseigene Erfahrung. 30 biographische Eröffnungen, Berlin, 9-73.
- Niethammer, Lutz (2013): Nachwort, in: Annette Leo und Franka Maubach (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen. 291-319.
- Passerini, Luisa (1979): Work Ideology and Consensus under Italian Fascism, in: History Workshop 8 (1979), No. 1, 82-108.
- Passerini, Luisa (1987): Fascism in Popular Memory. The Cultural Experience of the Turin Working Class, Cambridge 1987 [im ital. Original 1984].
- Passerini, Luisa (2002) : Shareable Narratives? Intersubjectivity, Life Stories and Reinterpreting the Past, Advanced Oral History Summer Institute, August 2002, Berkeley, <http://bancroft.berkeley.edu/ROHO/education/docs/shareablenarratives.doc> [5.7.2013].
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS 13, 5-29.
- Plato, Alexander von (2008): Deutschlandberichte zur Sklaven- und Zwangsarbeit, in: ders., Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven: lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien u.a., 25-35.
- Portelli, Alessandro (1981): The Peculiarities of Oral History, in: History Workshop, Nr. 12, 96-107.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Frankfurt a.M., New York.
- Sabrow, Martin (2012): Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen, 13-32.

- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Mathes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stoßberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1983a): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13, 283-293.
- Schütze, Fritz (1983b): Kognitive Figuren der autobiographischen Stegreiferzählung, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und Wirklichkeit, Stuttgart, 78-117.
- Schütze, Fritz: (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld.
- Sieder, Reinhard (1984): Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben, in: Gerhard Botz und Josef Weidenholzer (Hg.): Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen, Wien/Köln, 203-231
- te Heesen, Anke (2013): Naturgeschichte des Interviews, in: Merkur, 67, 317-328.
- Thompson, Paul (1975): The Edwardians: The Remaking of British Society, London.
- Thompson, Paul (2000): The Voice of the Past. Oral History, 3rd edition, New York.
- Tilly, Louise E. (1985): People's History and Social Science History, in: International Journal of Oral History 6, No. 1, 5-18.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS (Jg. 13), 51-63.
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München.
- Welzer, Harald (2012): Vom Zeit- zum Zukunftszeugen. Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen, 33-48.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschugnall (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a.M.
- Wierling Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methodn der Geschichtswissenschaft, Stuttgart, 81-151.
- Yablonka, Hanna (2012): Die Bedeutung der Zeugenaussagen im Prozess gegen Adolf Eichmann, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen, 176-198.